

Zeitschrift:	Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band:	31 (1969)
Heft:	11
Artikel:	Das Solothurner Kapitel in Alexandre Dumas' "Impressions de voyage"
Autor:	Grob, Fritz
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-862079

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Solothurner Kapitel in Alexandre Dumas' «Impressions de voyage»

Eingeleitet und übersetzt von F R I T Z G R O B

Zur Einführung

Alexandre Dumas Père (1803—1870) ist der fruchtbarste Schriftsteller der französischen Romantik. Mit Hilfe verschiedener Mitarbeiter schuf er ein Werk, das einige hundert Bände umfasst. Seinen literargeschichtlichen Ruhm erwarb er sich mit den historischen Dramen «Henri III» (1829) und «Christine de Suède» (1830). Als Dichter wird er heute kaum mehr ernst genommen, weil er die französische Romantik nicht nur begründet, sondern durch eine unerträgliche Vulgarisation auch ad absurdum geführt hat. In den Leihbibliotheken und bei den Fabrikanten von Bildgeschichten lebt sein Werk aber beharrlich weiter, vor allem durch die Romane «Der Graf von Monte Christo» und «Die drei Musketiere», die auch verschiedentlich verfilmt wurden. Daneben hinterliess er in seinen «Mémoires» ein umfangreiches autobiographisches Werk. Zu ihm gehören die «Impressions de voyage», von denen nicht weniger als drei Bände (nouvelle édition 1874) seinen Schweizerreisen gewidmet sind. Die Aufzeichnungen über seinen Solothurner Aufenthalt finden sich im 3. Band (s. 176 ff.).

Die «Impressions de voyage» lesen sich streckenweise wie eine Parodie auf die berühmten Reiseschilderungen des 18. Jahrhunderts. Schon die Begründung seiner Schweizerreise im Vorwort hört sich merkwürdig an. Dumas war, wie er behauptet, schwer erkrankt. «Ce que voyant, mon médecin m'ordonna ce qu'un médecin ordonne lorsqu'il ne sait plus qu'ordonner: — un voyage en Suisse.» Tatsächlich war in Paris die Cholera ausgebrochen. Dumas glaubte sich von ihr angesteckt und unterzog sich einer Rosskur, die ihm beinahe das Leben kostete. Er hatte aber noch andere Gründe, Paris zu verlassen. Trotz seiner traditionalistischen Gesinnung war Dumas Republikaner. Das sich immer reaktionärer gebärdende Régime Louis-Philippes war ihm verhasst. Als sich der Widerstand gegen den neuen Absolutismus im Lande versteifte, musste er mit seiner Verhaftung rechnen. Die irrtümliche Nachricht in einer Pariser Zeitung, er sei hingerichtet worden, fasste er als letzte Warnung auf. Am 21. Juli 1832 verliess er Paris. Zunächst bereiste er die Westschweiz und das Wallis. Der zweite Band schildert seine Erlebnisse im Berner Oberland und in der Innerschweiz. Ausführlich erzählt er die Gründungssagen der Eidgenossen, die er phantasievoll ausschmückt. Nach Solothurn kam er von Schaffhausen her. Unterwegs

besuchte er Baden, Königsfelden und die Habsburg. In Aarau ärgerte ihn das Missgeschick mit einem Rasiermesserkauf so sehr, dass er das Städtchen nach einer kurzen Nacht im «Storchen» so rasch als möglich hinter sich brachte. Die Produkte der Aarauer Messerschmiede waren anscheinend damals weitherum berühmt. Überzeugt, nie mehr eine so günstige Gelegenheit zu haben, kaufte Dumas gleich zwei Rasiermesser. Als er sie im Hotel ausprobierter, entdeckte er auf dem Griff des Abziehleders die Adresse des Herstellers. Sie lautete: «François Bernard, fabricant de rasoirs et de cuirs, rue Saint Denis 74 à Paris.»

Die Schilderung dieses Vorfalls ist beispielhaft für Dumas' witzige und pointierte Erzählweise, die alle seine Reisebücher auszeichnet. Sie scheinen nicht um des geographischen, historischen oder folkloristischen Details willen geschrieben zu sein, sondern sind einfach Anlass, Geschichte an Geschichte und Anekdoten an Anekdoten zu reihen. Dass bei einem solchen Verfahren die Tatsachen oft in grotesker Weise entstellt wurden, war wohl unvermeidlich. Aber vieles zunächst Unglaubliche hält bei genauerer Prüfung doch stand, besonders wenn es ihm darum geht, durch eine kleine Geschichte die Eigenart eines Berufsstandes oder Volksschlages zu zeigen. «Dumas ne ment pas, il n'invente même pas: il arrange», sagt ein französischer Kritiker über ihn (Henri Clouard, Alexandre Dumas, Paris 1955). Zwar ist er mit eigenwilligen Erfindungen wenig wöhlerisch, wenn es gilt, die Dinge recht saftig anzurichten. So wird ihm die Geschichte mit dem Bärenbeefsteak, das ihm angeblich in Martigny serviert wurde, kaum jemand abnehmen. Seine Erzählung von seinem Bad in echter schweizerischer Kuhmilch auf dem Weissenstein dagegen hat zweifellos einen realen Hintergrund. Einige Jahre vor seinem Besuch war in Verbindung mit dem Kurhaus eine Käserei errichtet worden, welche ermöglichte, den Gästen die schon im 18. Jahrhundert Mode gewordenen Molkenkuren anzubieten. Der Molke, einem Nebenerzeugnis der Käsezubereitung, wurde damals eine grosse Heilkraft zugeschrieben. Vielleicht hat Dumas von solchen Molkenkuren nichts gewusst, oder, was wahrscheinlicher ist, in gewohnter Grosszügigkeit die billige Molke im nachträglichen Bericht durch die teurere Milch ersetzt. (Vgl. dazu A. Tatarinoff in «Der Weissenstein bei Solothurn», Solothurn 1952 s. 77 f.)

Das Kapitel, in dem von Solothurn die Rede ist, ist mit «L'île Saint-Pierre» überschrieben. Sein eigentliches Reiseziel, das er von der Ostschweiz her ansteuerte, war also nicht Solothurn, sondern die Petersinsel, was einmal mehr zeigt, wie unauflöslich die Erinnerung an den Rêveur solitaire Rousseau mit der Vorstellung von der Schweiz bei den Franzosen verbunden ist. Damit mag es zusammenhängen, dass, was Dumas über die Stadt an spontaner Information liefert, eher dürftig ist. Dies ist umso erstaunlicher, als er die Zivilisation der Gegend im sattsam bekannten französischen Kulturstolz der Nachbarschaft

mit Frankreich zuschreibt. Müdigkeit, Überdruss und Sattheit, die sich nach der langen Fahrt durch die Schweiz einstellen mussten, scheinen ihn davon abgehalten zu haben, den Spuren ihres Einflusses nachzugehen. Ausser dem Zeughaus gilt seine Aufmerksamkeit dem Grab Kosciuskos in Zuchwil. Er spricht in diesem Zusammenhang von «politischer Wallfahrt». Obwohl er sich als Carbonaro bekennt, ist keine tiefere Beziehung zum polnischen Nationalhelden aus dem Text herauszulesen. Mit dem Besuch in Zuchwil war sein Solothurner Aufenthalt auch schon abgeschlossen. Die St. Ursenkirche würdigt er keines Blickes. Auch vergisst der unermüdliche Erzähler die Legende von Urs und Viktor zu erwähnen, obwohl er im ersten Band ausführlich vom Schicksal der thebäischen Legion gesprochen hatte. Offenbar versagten hier seine schriftlichen Unterlagen oder seine Gewährsleute.

Der Abschnitt über Solothurn (im Kapitel «Die Petersinsel»)

Die Demütigung, die ich empfand, zwölfhundert Meilen zurückgelegt zu haben, um in Aarau Rasiermesser aus der Rue Saint Denis zu finden, bewirkt, dass ich am folgenden Morgen unmittelbar nach dem Frühstück den Gasthof «Storchen», wo ich am Abend zuvor abgestiegen war, verliess; ich setzte meinen Weg nach Olten fort. Dies ist eine hübsche, kleine, an der Aare gelegene Stadt des Kantons Solothurn, deren Bewohner einst für Tiberius Claudios Nero ein Denkmal errichteten, quod viam per Jurassi valles duxit. Da von dieser Römerstrasse keine Spur mehr vorhanden ist, hielt ich hier nur an, um das Pferd verschnaufen zu lassen. Gegen drei Uhr nachmittags kam ich in Solothurn an: Die Zeit reichte gerade noch aus, um auf den Weissenstein zu steigen und den Sonnenuntergang zu sehen.

Was mich vor allem zu diesem Ausflug veranlasst hatte, ist die Tatsache, dass der Weissenstein, welcher zum Jura gehört, im Gegensatz zu den Alpen dank seiner Nachbarschaft mit Frankreich eine höhere Kulturstufe erreicht hat. Um auf seinen höchsten Gipfel zu gelangen, braucht man nur in eine Kutsche zu steigen und «vorwärts» zu sagen. Das kostet zwanzig Franken, d. h. ein bisschen weniger, als wenn Sie einen Führer nehmen und den Weg zu Fuss machen. Diese Art des Reisens gefiel mir umso mehr, als ich spürte, wie meine Kräfte nachliessen und meine Freude an den Bergen zu schwinden begann. Ich hatte so viel erlebt, dass mir nur noch chaotische Erinnerungen blieben und nachdem ich den Pelion auf den Ossa getürmt hatte, ich Ossa und Pelion nicht mehr unterscheiden konnte. Auch dankte ich Gott, dass er mir gegen die Gewohnheit

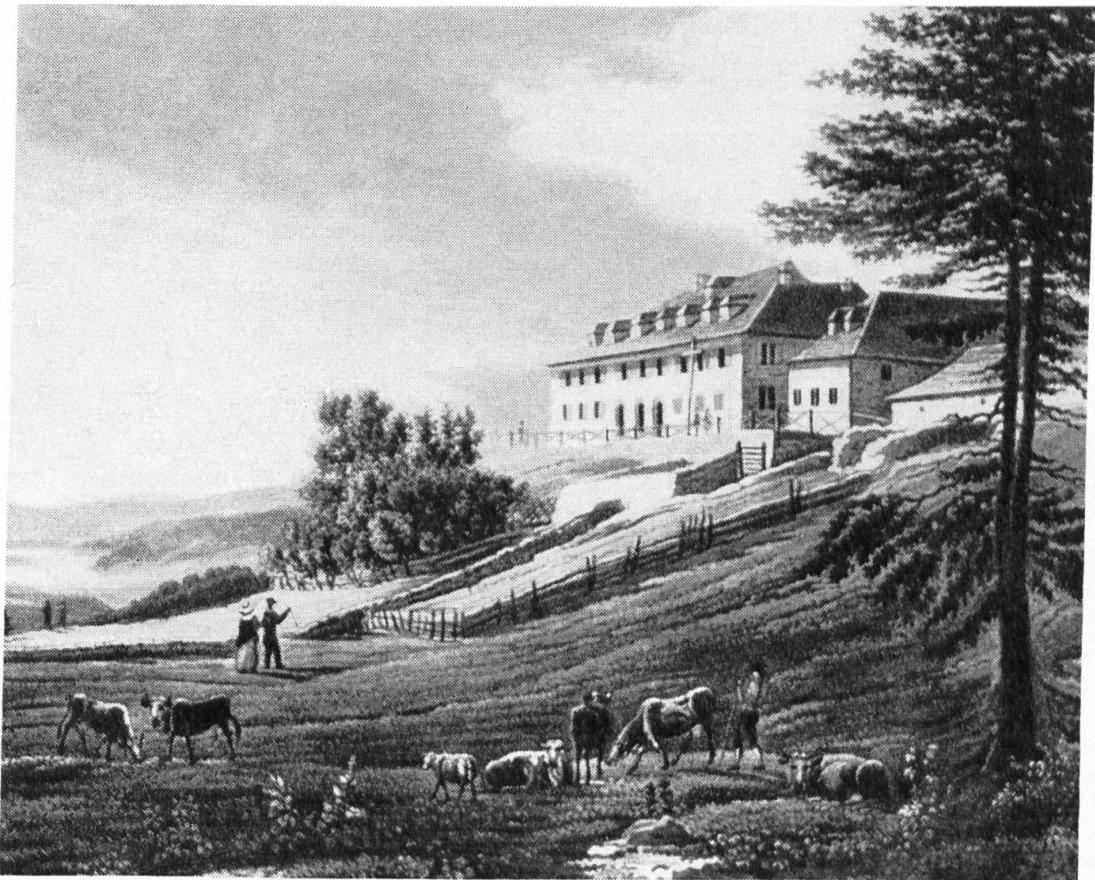
seiner Vorsehung das Beste bis zuletzt aufgespart hatte. Ich streckte mich in der Kutsche so wohlig als möglich aus und überliess mich dem Glückskutscher Cäsars, beförderte Francesco zu meinem Historiographen und empfahl ihm, alles Beachtenswerte aufmerksam und genau in sich aufzunehmen; dann fiel ich in den Schlaf des Gerechten. Drei Stunden später erwachte ich am Eingang zum Hotel. Sofort forderte ich Francesco auf, mir zu berichten, was ihm auf dem Weg aufgefallen sei. Er antwortete, es habe ihn vor allem erstaunt, dass es immer bergauf gegangen sei.

Da ich in Solothurn keine Zeit mehr zum Essen gehabt hatte, bat ich Frau Brunet*, die Wirtin, mir ein möglichst gutes Abendessen zuzubereiten. Sie verlangte eine Stunde Zeit, um ein Meisterwerk herzustellen und fragte mich, ob ich diese Zeit nicht zu einer Wanderung nach der Röthifluh benutzen wolle. Ein Schauder ging durch alle meine Glieder: ich glaubte elend gefoppt worden zu sein, dass der Berg, auf den ich so sanft gelangt war, nur eine Enttäuschung sei und ich dazu verdammt, einen zweiten auf den eigenen Beinen zu besteigen. Als ich mich umwandte, bemerkte ich durch die Küchentür einen so weiten grossartigen Horizont, dass ich mich ein wenig beruhigte. Ich fragte darauf, was denn von der Röthifluh aus mehr zu sehen sei als vom Weissenstein. Ich bekam zur Antwort, dass ich von dort aus die Juratäler, Teile der Westschweiz, den Schwarzwald, einige Erhebungen der Vogesen und der Côte d'Or sehen würde. Darauf erwiederte ich, seit vier Monaten soviele Berge gesehen zu haben, dass ich mir sehr gut vorstellen könne, wie diese hier aussähen und mich mit dem Panorama vom Weissenstein zufriedengäbe.

Hingegen fragte ich, ob es möglich sei, mir ein Bad zu bereiten. Frau Brunet antwortete, das sei die leichteste Sache der Welt, ich solle nur sagen, ob ein Wasser- oder ein Milchbad.

In Anbetracht meiner sybaritischen Neigungen ist leicht zu erraten, dass der zweite Vorschlag in mir Wünsche weckte. Leider war ein Milchbad ein königliches Vergnügen, das sich nur ein Bankier leisten konnte. Ich dachte an die Milchmasstöpfe in Paris, die jeden Morgen vor meine Tür gestellt wurden und die mein Diener monatlich zusammenzählte, zu 75 Centimes die Mass, und ich rechnete aus, dass es — besonders für mich — mindestens zwölf oder fünfzehnhundert brauchte. Ich steckte die Hand in meine Westentasche und liess die fünf letzten Goldstücke, die mir bis Lausanne noch blieben, durch die Finger gleiten, und überzeugt, dass sie nicht einmal für eine Anzahlung reichten, verlangte ich bescheiden ein Wasserbad.

* Madame «Brunet» heisst gut schweizerisch Brunner. Es handelt sich um Domenika Brunner-Schnyder von Wartensee, Wirtin des Hotels Krone in Solothurn, die 1827—1835 die Pacht des Kurhauses auf dem Weissenstein innehatte.



Wirtshaus auf dem Weissenstein. — Kolorierte Aquatinta von Johann Jakob Meyer (1787—1858).

Ich hatte nun plötzlich Angst, dass auf dieser Höhe selbst ein Bad im Wasser meine finanziellen Mittel übersteigen würde.

Wie, sagte ich aufgeregt, wie gross ist denn der Preisunterschied?

Ein Bad im Wasser kostet fünf Franken, ein Milchbad zehn.

Wie, rief ich, zehn Franken, zehn Franken für ein Milchbad? Gewiss, verehrter Herr, sagte meine wackere Wirtin, indem sie meine Frage falsch deutete, es ist im Augenblick etwas teuer, weil die Kühe ins Tal zurückkehren; im August und September kostet es nur sechs Franken.

Aber, Frau Brunet, ich beklage mich keineswegs über den Preis; lassen sie mir so rasch als möglich ein Milchbad bereiten.

Wünscht es der Herr auf seinem Zimmer zu nehmen?

Kann man es denn auf seinem Zimmer nehmen?

Ganz nach Belieben.

Und essen dazu?

Selbstverständlich.
Am Fenster?
Natürlich.
Und den Sonnenuntergang bewundern?
Auch das.
Und bei alledem wird das Essen schmecken? . . . Ihr Hotel ist ein Paradies, Frau Brunet!

Meine Gastgeberin machte einen Knicks und antwortete: Ich nehme Pensionäre an. Wenn Sie vierzehn Tage bleiben, gewähre ich ihnen einen Rabatt.

Leider konnte ich von dem günstigen Angebot der Frau Brunet keinen Gebrauch machen. Ich beschränkte mich darauf, sie zum Eifer anzuspornen und stieg in mein Zimmer hinauf. Da ich der einzige Gast war, hatte man mir das grösste und bequemste gegeben. Ich ging auf den Balkon hinaus, und, ich musste gestehen, obwohl mir die schönsten Ansichten der Schweiz vertraut sind: diese hier bewunderte ich.

Man stelle sich einen Halbkreis von 150 Meilen Länge vor, rechts begrenzt durch die grosse Kette der Alpen und links durch einen unermesslichen Horizont, in ihm eingeschlossen drei Flüsse, sieben Seen, zwölf Städte, vierzig Dörfer und hundertsechsundfünfzig Bergzüge, all das im Lichterspiel eines Sonnenuntergangs im Herbst und aus einer Badewanne betrachtet, an die unmittelbar ein mit einem vorzüglichen Essen gedeckter Tisch geschoben war, und man hat eine Vorstellung des Panoramas vom Weissenstein, entdeckt unter bestmöglichen Bedingungen. Was mich betrifft: ich fand es prächtig.

Doch mit meinem geradezu religiösen Hang zur Genauigkeit und Wahrheit wage ich es nicht zu beschreiben, so sehr misstraue ich dem Einfluss des Bades und des Mahls.

Als Francesco am folgenden Morgen um vier Uhr ins Zimmer trat, schlief ich den schönsten und gesundesten Schlaf. Er nahm an, dass, da ich den Sonnenuntergang gesehen hatte, ich mich zum Ausgleich nicht davon dispensieren wollte, auch den Aufgang zu sehen. Kaum erwacht, dachte ich, das Beste, was ich tun könne, sei seiner Meinung beizupflichten.

Aber ich hatte in Frau Brunets Hotel geradezu sybaritische Gewohnheiten angenommen, so dass ich statt aufzustehen, mein Bett ans Fenster rücken liess, und ich brauchte nur die Augen zu öffnen, um dasselbe Schauspiel zu geniessen, welches mich auf dem Faulhorn und dem Rigi so viel Mühe und Anstrengung gekostet hatte. Trotz meinen ungezwungenen Manieren liess die Sonne nicht auf sich warten; sie ging in gewohnter Genauigkeit und Pracht auf, indem sie die gewaltige Kette von Gletschern, die sich vom Mont Blanc bis zu den Tiroler



Weissenstein sur le Jura près Soleure. — Aquatinta von Franz Graff (1802—1859).

Alpen hinzieht, wie Vulkane aufleuchten liess. Ich verfolgte alle Lichteffekte ihres Aufgangs, wie ich alle Variationen des Untergangs verfolgt hatte. Als mich diese wunderbare *Laterna Magica* durch ihr erhabenes Spiel zu ermüden begann, liess ich das Fenster schliessen, die Vorhänge ziehen, das Bett an die Wand zurückziehen, und als ich die Augen schloss, schlief ich wie nach einem Traum wieder ein.

Da nach einer so entschiedenen Willensäusserung niemand mehr in mein Zimmer zu treten wagte, erwachte ich brav am Mittag. Ich hatte sechzehn Stunden geschlafen, abzüglich die vierzig Minuten, die ich darauf verwendet hatte, den Sonnenaufgang zu betrachten.

Es war nun keine Zeit mehr zu verlieren, wenn ich Solothurn noch genauer besichtigen wollte; also liess ich anspannen, und eine halbe Stunde später fuhr ich zur Stadt hinunter.

Diese bildet ein fast vollkommenes Geviert und ist die am besten befestigte der Schweiz. Ein alter Turm, den die Einwohner als römisch bezeichnen und der aus der Zeit vor Christus stammen soll, datiert, glaube ich, aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert. Er stand zunächst allein, wie es sein Name

Solothurn verrät; aber nach und nach lehnten sich an ihn Häuser an, die sich unter seinem Schutz versammelten und eine Stadt bildeten, die sich durch die ausserordentliche Tatsache auszeichnet, dass in ihr überall die Zahl Elf vor kommt: sie hat elf Strassen, elf Brunnen, elf Kirchen, elf Domherren, elf Kap lane, elf Glocken, elf Feuerspritzen, elf Bürgerkompanien und elf Ratsherren.

Solothurn besitzt das am besten eingerichtete Zeughaus der Schweiz: Die erste Halle beherbergt einen Artilleriepark mit 36 Kanonen. Sie wird von drei Säulen gestützt, die mit Kriegstrophäen behangen sind. Die erste ist mit Beute stücken von Murten geschmückt, mit einem Banner des Herzogs von Burgund und einer Fahne der St. Georgs-Ritter. Man kennt an ihnen zwei Köpfen die österreichischen Adler; die dritte endlich bewahrt zwei Fahnen, welche bei der Schlacht von Sankt Jakob unserm König Ludwig XI. abgenommen wurden.

Im zweiten Saal werden Gewehre aufbewahrt. Zur Zeit meines Besuches enthielt er sechstausend, die in ausgezeichnetem Zustand waren und bereit im Notfall verteilt zu werden.

Der dritte Saal enthält die Rüstungen: zweitausend vollständige Panzer aus dem 15., 16. und 18. Jahrhundert sind zufällig ohne Ordnung und Überlegung hingestellt. Mitten im Zeughaus steht ein ovaler Tisch, um ihn her um sitzen dreizehn Krieger, welche die dreizehn Orte darstellen. Um die Puppen einzukleiden, haben die Schweizer dreizehn kolossale Rüstungen ausgewählt, die anscheinend einem Geschlecht von Riesen angehört haben. Das erinnerte mich an Alexander, der riesenhafte Pferdegebisse vergraben liess, die mit seinem Namen und seiner Regierungszeit versehen waren, damit die Nachwelt den Wuchs seiner Krieger nach der Grösse der Pferde ermesse.

Nachdem wir das Zeughaus verlassen hatten, suchten wir den Friedhof von Schouzewil (Zuchwil) auf. Eine Art politische Wallfahrt führte uns dorthin. Auf dem Friedhof befindet sich nämlich das Grab von Kosciusko. Es ist ein rechteckiges Denkmal, auf dem folgende Inschrift steht:

Viscera
Thaddaei Kosciusko
Deposita die XVII octobris
MDCCCXVIII

Da die Stadt keine weiteren Sehenswürdigkeiten bot, und da ich dank des Schlafs, den ich auf dem Weissenstein genossen hatte, die Nachtruhe verkürzen konnte, liess ich um acht Uhr abends anspannen und kam um ein Uhr morgens in Biel an.

Die Klischees zu den beiden Ansichten stellte uns die Buchdruckerei Union AG, Solothurn, in entgegenkommender Weise zur Verfügung.